Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 33 (1957-1958)

Heft: 10

Artikel: Mein stärkstes patriotisches Erlebnis : die Ergebnisse unserer Rundfrage

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073535

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mein stärkstes patriotisches Erlebnis

Die Ergebnisse unserer Rundfrage

Der Schwyzger

Das kleine, aber für mich bedeutsame Ereignis liegt eigentlich noch gar nicht lange zurück. Es kommt mir nur so vor, weil ich innerhalb dieser vier Jahre geheiratet habe, Mutter von zwei Kindern geworden bin und nun, wenn ich mich nicht gerade wie jetzt auf Urlaub in der Schweiz befinde, in Ceylon lebe.

Das Geschehnis, das außer mir niemand beachtete, nicht einmal mein Partner, ereignete sich an einem Ball. Ich hatte mich auf diesen unbändig gefreut, denn ich war von einem jungen Mann geladen, der mich schon bei der ersten Begegnung mächtig beeindruckt hatte.

Alles ließ sich prächtig an. Ich fühlte mich in der Gesellschaft meines schönen Ritters restlos glücklich. Sogar die Pausen an unserem Vierer-Tischchen wurden mir nie zu lang. Ich bewunderte, wie weltmännisch mein Partner nicht nur mich, sondern auch das zweite Paar an unserem Tisch unterhielt. Das Mädchen kannte ich nicht. Von dem jungen Mann wußte ich nur, daß dieser die gleiche Aspirantenschule wie mein Begleiter absolviert hatte.

Die Musik setzte wieder einmal ein. Als wir uns zum Tanzen anschickten, sagte mein Partner: «Schade, daß dieser Chlaus an unserem Tisch sitzt.»

«Wie?» fragte ich.

«Eben dieser Blödian, das ist nämlich einer dieser Patrioten, ein ‚Schwyzger', mußt Du wissen.»

Die Verachtung in seinen Worten war so ätzend und vor allem so echt, daß ich leer schluckte.

«Das bist du doch wahrscheinlich auch», warf ich ein, mir selbst unbegreiflicherweise ernüchtert.

Mein Partner lächelte überlegen und zog mich an sich. Er war ein glänzender Tänzer, aber ein Menschenkenner war er nicht, sonst hätte er spüren müssen, daß es mir nicht mehr ums Tanzen ging. Ich war entzaubert. «Wenn du dich nicht als Schweizer fühlst, dann dafür ich umso mehr, sogar als ‚Schwyzger', wenn du willst.»

Ja, in diesem Augenblick der Auflehnung gegen die Herabwürdigung des patriotischen Gefühls verspürte ich so klar wie noch nie, was mir das Vaterland bedeutet.

Mein Partner war mir in wenigen Minuten so fremd geworden, daß es mir leicht fiel, ihn den ganzen Abend lang die in mir vorgegangene Wandlung nicht merken zu lassen.

* * *

Der Schleifstein

Ich war damals siebzehn Jahre alt. Zwei Jahre vorher hatte mein Vater, der amerikanischer Staatsbürger war, das Schweizerbürgerrecht erworben. Wir Kinder, vier Buben und zwei Mädchen, waren, mit Ausnahme des ältesten Bruders, in der Schweiz geboren. Und daß wir schweizerisch dachten und fühlten, kam uns so recht zum Bewußtsein, als der Erste Weltkrieg ausbrach.

Ich erinnere mich noch gut an jenen Tag, an die Aufregung, die durch das Sturmgeläute und die Aufgebotsplakate unser Dorf erfaßt hatte.

Es ging gegen Abend. Da kam unser Nachbar zu uns herüber. Soeben sei ihm in den Sinn gekommen, daß er sein Bajonett vor dem Einrücken noch schleifen müsse. Wir besaßen damals hinter unserer Werkstatt einen mächtigen Schleifstein, der wohl früher als Mühlstein gedient hatte. Er war auf einem Holzgestell befestigt und trotz seines Gewichtes mittelst eines langen Hebelarms leicht zu treiben, sobald er einmal in Bewegung gesetzt war. Oben am Gestell stand auf einem Brettchen ein Kübel, aus dem ein feiner Wasserstrahl über den Schleifstein rieselte, wenn man den kleinen Stöpsel herausgezogen hatte.

Ich fing also an, den Stein zu drehen. Der Nachbar sprach nicht viel, während er nun sein Bajonett mit viel Umsicht und peinlicher Genauigkeit schliff. Schließlich probierte er beide Schneiden auf dem Daumennagel. Dann wandte er sich plötzlich zu mir:

«Weißt du auch, wie man das Gewehr halten muß, wenn man mit dem aufgepflanzten Bajonett auf seinen Gegner einsticht?»

Ich schüttelte verständnislos den Kopf.

«Schau, so, daß die Klinge waagrecht zwischen die Rippen des Feindes eindringt und es nachher wieder mit einem kurzen Ruck herausgerissen werden kann. Vielleicht muß es im nächsten Augenblick gegen einen neuen Gegner bereit sein. So lehrte man es uns in der Rekrutenschule.»

Mit Entsetzen schielte ich auf den Mann neben mir, mit seinen blauen Augen, seinem gutmütigen, von einem blonden Bart umrahmten Gesicht, der, wie ich wußte, nie litt, daß man ein Tier aus seinem Stalle schlug!

Und jetzt, diese finstere, kaltblütige Entschlossenheit zu töten! Da ging mir zum erstenmal in meinem Leben eine Ahnung über die Grausamkeit des Krieges auf, gleichzeitig aber auch über die Bereitschaft eines einfachen Soldaten, seine Heimat zu verteidigen.

Kaum war der Nachbar in seinem Hause verschwunden, erschien ein Bub des Sternenwirtes mit dem Kavalleriesäbel seines Vaters. Ob ich ihm diese Waffe schleifen würde?

Ich ging mit Feuereifer an die Arbeit. Im Geiste sah ich den Wirt mit seinem rassigen «Eidgenoß» mitten in der Schwadron mit erhobenem, von mir scharf geschliffenem Säbel auf den Feind losgaloppieren.

Es mußte sich im Dorfe herumgesprochen haben, daß man mit geschliffenen Waffen einrücken müsse, und wohin man diese bringen könne. Bald war ich von Buben umringt, die entweder ein Bajonett, ein schweres Faschinenmesser oder einen dieser langen Säbel ihres Vaters mitbrachten. Die Knaben mußten mir den Schleifstein drehen. Ich aber drückte mit beiden Händen die Schneide gegen den Stein, bis die Waffe haarscharf geschliffen war.

Allmählich war es dunkel geworden. Ich schickte meinen kleinern Bruder, eine Stalllaterne zu holen, die wir dann an der Wand neben dem Schleifstein aufhängten. Umsonst rief mich meine Mutter zum Nachtessen. Ich hätte jetzt Wichtigeres zu tun!

Noch bis tief in die Nacht hinein sprühten die Funken. Ich war müde zum Umfallen, als schließlich die letzte Waffe geschliffen war. Doch konnte ich aus Erregung darüber, daß ich meiner bedrohten Heimat als Bub ein klein wenig nützlich sein durfte, noch lange nicht einschlafen.

* * *

Der Empfang in der Heimat

Vor etlichen Jahren landete ich nach längerem Aufenthalt im Fernen Osten in Kloten – müde, müde, müde. Neben mir lag im Reisekörbchen mein krankes Büblein. Da die Reise infolge einer Panne länger gedauert hatte als vorgesehen, war ich nicht nur am Ende meiner Kraft, sondern auch meiner Garderobe. Ich hatte nichts mehr zum Wechseln und bot zweifellos keinen sehr erfreulichen Anblick. Wie es kam, daß mir auf der ganzen Reise sozusagen keine Hilfe zuteil wurde, ist mir jetzt eigentlich nicht mehr ganz klar. Jedenfalls mußte ich das recht schwere Körbchen mit dem Kind immer selber tragen, wenn wir in einen Flughafen zum Imbiß gingen. Ja, ich mußte sogar das heiße Wasser erkämpfen, um dem Kleinen etwas zum Trinken anzubieten und das Schoppenglas zu waschen. Ich kam mir trostlos verlassen vor und mußte mich gehörig zusammenreißen, um in den kurzen Stunden, da der Kleine schlief, nicht ins Brüten zu verfallen, sondern aus dem Fenster zu schauen und den Flug ein wenig zu genießen.

In Zürich war wieder niemand da, mir beim Aussteigen zu helfen. Eigentlich hätte ich ja einen Mitreisenden darum bitten können. Aber dazu konnte ich mich nicht mehr aufraffen. So lief ich hinaus mit dem Handgepäck und bat

hastig die Stewardess, die uns zum Zoll führen sollte, auf mich zu warten, bis ich den Kleinen auch geholt hätte. Da schaute sie mich an – mir schien, es sei schon lange her, daß mich jemand angesehen hatte – und sagte: «Blibed Si rueig do, ich hol ine s Chindli scho.» Gleich war sie wieder da mit dem Körbchen und sagte: «Sind das nid Verwandti vo ine, wo dört am Hag winked? (Ich hatte sie überhaupt noch nicht gesehen.) Ich bring ene dänn efange s Chindli usse. Si müend jo no dur de Zoll.»

Mir aber wurde es ganz warm ums Herz. Ja, das ist die Heimat, wo Menschen sich um einen annehmen, einfach darum, weil sie ihm ansehen, daß er Hilfe braucht.

Wenige Tage darauf hat mir ein an sich noch geringfügigeres Ereignis einen ebenso tiefen Eindruck gemacht. Ich muß dazu wohl noch sagen, daß ich eben erst hinter dem Bambusvorhang hervorgekommen war.

Im Basler Tram, einem Großraumwagen, war ein Gedränge entstanden, und der Kondukteur rief hässig: «So schließe Si doch emol uff, die Lyt kenne jo nit emol zahle.»

Darauf antwortete ein allgemeines Gelächter und ein paar harmlose Witzlein, wie: «Jo, das wär s Schlimmscht, wo aim kennt bassiere.»

Die Leute lachten miteinander über einen Uniformierten, im öffentlichen Dienst stehenden. Das hat mich damals schlechterdings überwältigt und mir deutlicher als irgend etwas anderes gezeigt, daß ich nun nicht mehr in einem «befreiten», sondern in einem freien Lande lebte.

* * *

Schwyzertüütsch

Als ich Ihren Aufruf im «Schweizer Spiegel» las, suchte ich im Geiste tastend den langen Weg zurück in die vergangenen elf Jahre, um den Augenblick einzufangen, wo eigentlich das Gefühl des Zuhauseseins und der Liebe zur Schweiz zum ersten Mal in mir erwacht war.

Ich war vor elf Jahren in die Schweiz gekommen, erschüttert im Kern meines Wesens und krank an Leib und Seele. Die Schweiz hatte ich nie gesehen und machte mir die übliche schablonenhafte Vorstellung davon: Berge, Skifahrer, große Hotels, sehr elegante und kultivierte Menschen, die mindestens drei Sprachen perfekt konnten. Es war nichts Heimeliges daran.

Ich war im Osten Europas geboren und aufgewachsen, wo mein Vater, ein Zürcher, sich mit einer Einheimischen verheiratet und niedergelassen hatte. Den Vater habe ich früh verloren und als ich einen Deutschen heiratete und mit ihm ins große Tausendjährige Reich zog, verlor ich den Kontakt mit der Schweizer Kolonie völlig. Dann kam der Krieg und alles, was er mit sich brachte: die Jahre unter den Bombenangriffen, die Angst, dann die Russen, der Hunger und schließlich schwere Krankheit und das Verlassenwerden von einem Mann, den die Schrecknisse der Zeit zu einem anderen Menschen umgewandelt hatten.

Ich kam 1947 nach Zürich, krank, und schrecklich unglücklich. Ich besaß nichts als das, was ich auf dem Leibe trug. Meine elfjährige Tochter war ebenfalls krank und unterernährt.

Ich brauche nicht zu sagen, daß man uns überall half, wo man nur konnte. Das Kind wurde vom Schweizerischen Roten Kreuz in die Berge geschickt, mir wurden Kleider angeschafft, wie ich sie schon lange nicht mehr gehabt hatte, man sorgte für den Aufenthalt in einem Krankenhaus, wo ich mit der größten Liebe und Güte von Ärzten und Schwestern gepflegt wurde.

Innerlich war ich aber zerbrochen und kalt. Ich konnte mich nicht mehr zurechtfinden in dieser neuen Welt, wo die Menschen genug zu essen hatten. Wenn ich meine Mahlzeit vor mir sah, mußte ich an das schreckliche Elend denken, das ich hinter mir gelassen hatte und das doch noch dort hinten, irgendwo hinter den Grenzen, existierte.

Aber man ließ mich mit meiner Todesbereitschaft nicht in Ruhe, o nein, im Gegenteil. Meine Zimmergenossinnen, fünf waschechte Zürcherinnen, eine kleine, junge Verkäuferin, eine Hausfrau (dick, rosig und lustig), eine Großmutter mit fünf Söhnen, eine alte Hausiererin direkt neben mir und eine verschrumpfelte kleine alte Jungfer, alle diese Frauen ließen mich nicht in Ruhe.

Wenn ich heute zurückdenke, was ich ihnen wohl für einen Eindruck gemacht haben muß! Ich mit meinem harten Schriftdeutsch, das mir heute bei anderen Leuten in den Ohren weh tut, mit meiner hochmütigen Abgeschlossenheit, meiner Angst vor allem, was mich weich machen könnte, was die harte Wand umwerfen könnte, die ich um mich aufgerichtet hatte aus Angst, Enttäuschungen und Haß gegen die fremden Soldaten!

Nun, diese fünf Frauen, die allen Grund gehabt hätten, sich gegen mich abzuschließen, übersahen alles, was ihnen an mir sicherlich nicht gefiel, und ohne große Worte zu machen, griffen sie nach einem sehr einfachen Mittel, um mich aufzurütteln: sie beschlossen, mich auf alle Fälle und ab sofort Schwyzertüütsch zu lehren. In der Folge wagte ich natürlich kaum mehr den Mund aufzutun, denn sofort wurde mir der entsprechende Schweizerausdruck fünffach serviert. Aber eigenartigerweise war das die einzig richtige Art, mit mir umzugehen. Hätten sie mit vielen Worten versucht, mich zu trösten, ich hätte mich nur noch mehr in mich selbst verkrochen.

Als ich von den Behörden den Bescheid erhielt, daß ich mein Schweizer Bürgerrecht unter der Bedingung zurückerhalten könne, daß ich erstens Schweizerdeutsch spreche und zweitens den Beweis erbringen könne, daß ich hier nicht als Fremdkörper auffiele, sondern mich assimiliert hätte, gab es einen großen Jubel in unserer Krankenstube. Ich konnte nämlich inzwischen dank den wackeren fünf Zürcherinnen schon ganz hübsch Schwyzertüütsch und da ich außer ihnen und den Schwestern niemanden hier kannte, gaben sie mir schriftlich den benötigten Beweis meiner Assimilation.

In diesen Tagen habe ich plötzlich das schwer zu beschreibende Gefühl der Liebe und Zugehörigkeit zu meiner ererbten Heimat bekommen. Es war ein warmes und schönes Gefühl nicht nur der Dankbarkeit, sondern des Dazugehörens, des Angenommenwerdens. Ich war nicht mehr allein, meine alte Welt lag zerbrochen hinter mir, aber ich hatte es plötzlich verschmerzt, ich hatte wieder Boden unter den Füßen und ich gehörte auf einmal dazu! Von dem Tag an begann begreiflicherweise auch meine Gesundung und, obwohl ich noch mehrere Jahre brauchte, um wieder ganz gesund und fröhlich zu werden, so war alles nicht mehr schwer und unüberwindbar. Die Liebe zum Leben war wieder da. * * *

Die Treicheln

Von 1914 bis 1945 habe ich alle Mobilisationsdienste und Wiederholungskurse mitgemacht; aber das größte vaterländische Erlebnis hatte ich erst später.

Es war im Sommer 1954. Ich wollte am Bahnhof Luzern auf einen Autobus umsteigen, der mich zur landwirtschaftlichen Ausstellung bringen sollte. Die Straße war jedoch gerade abgesperrt, weil sich dort ein Züglein von Appenzellern bildete: Vorab zwei Sennen, die an einem Joch über den Schultern je zwei Treicheln trugen, dann eine kleine Trachtengruppe und hinten drein etwa 150 Männer, Frauen und Kinder – keine Festmusik, keine Fahnen und keine Herren mit Zylinder.

Der dumpfe Ton der Treicheln regierte den Marschrhythmus. Man mußte dem monotonen Klang folgen, und wortlos schritten viele hintendrein, mitgerissen von dem Gefühl des Dazugehörens.

Diese verwerkten Frauen haben für uns alle gearbeitet, diese Männer mit dem wie ein Karabiner umgehängten Regenschirm haben zu Hause ihre Uniform, in der sie wie wir alle ihren Dienst für die Heimat geleistet haben. Es wirkt in allen dieselbe Kraft, und es lebt in allen der gleiche Wille. Es sind Schweizer, auch wenn wir uns nicht kennen. Ich bin in dieser Gemeinschaft aufgenommen, auch wenn niemand ein Wort davon sagt.

Diese Gewißheit hat mich über viele Wochen hinaus in eine gehobene Stimmung versetzt. * * *

Als ich «Königsglanz mit Deinen Bergen mass»

2. Juni 1953. Seit zehn Stunden stehe ich eingekeilt in eine Menschenmenge an der Oxfordstreet in London. Die ganze Stadt, ja das ganze Land ist aus dem Häuschen an diesem Krönungstag. Im Geheimen belächelte ich die Engländer etwas wegen ihrer Verehrung für den Königshof, doch da ja Frauen von Natur aus «gwundrig» sind und dies wahrscheinlich das einzige Mal in meinem Leben sein wird, da ich einen Krönungsumzug sehen kann, machte auch ich mich auf die Socken und stehe nun seit fünf Uhr morgens vis-à-vis vom Marx and Spencer-Warenhaus.

Eine Bewegung geht durch die Menge – der Umzug kommt. Es wird geklatscht und gerufen. Je länger der Umzug dauert, um so mehr steigt die Begeisterung. Jetzt – die Kutsche mit Mr. Churchill und gleich dahinter die goldene Königskutsche. Die Menge brüllt, sie ist in höchster Ekstase. Ich werde unwillkür-

lich mitgerissen. Schon will ich den Mund öffnen um mitzubrüllen. Da durchzuckt es mich: «Du bist Schweizerin, ein waschechtes Gemisch von Bernerin und Zürcherin. Was willst du für diese Königin, auf der Straße einer fremden Stadt, brüllen?»

Noch nie, und seither nie mehr, fühlte ich mich so stolz als Schweizerin, wie dort in jenen fünf Minuten, als ich gegen die Gewalt des Massengebrülls kämpfte und keinen Ton von mir gab. * * *

Sie sollten sich schämen

Ich war ungefähr zwanzig Jahre alt, als ich, der Lehre entlassen, in einem Warenhaus im Welschland in Stellung trat. Ich kam beruflich ziemlich rasch vorwärts; ich fiel, wie man zu sagen pflegt, die Treppe aufwärts. Im Stillen war ich mir aber ganz und gar meiner Unfertigkeit bewußt, glaubte jedoch, sie mit einem dezent snobistischen und altklugen Wesen wettmachen zu müssen. Mein Leben fristete ich in einer Pension, welche, wie die meisten Pensionen, ein Sammelpunkt recht verschiedener Geistesrichtungen war. Ich geriet insbesondere in das Fahrwasser eines um viele Jahre älteren, weitgereisten, weltmännischen, soweit netten, aber doch durch den Zeitgeist angeschlagenen Kollegen, der von sich vieles, von andern und insbesondere vom Vaterlande, der Schweiz, recht wenig hielt.

An unserem Mittagstisch entstand einmal eine der üblichen Diskussionen, um dies und das. Ich saß neben einem älteren Herrn, er mochte zwischen 50 und 60 sein, einem einfachen, langjährigen Angestellten einer Handelsfirma. Er zeichnete sich durch nichts Besonderes aus, war ledig geblieben, ohne sonderlich Junggesellenallüren anzunehmen, und ich sah in ihm nie mehr als einen jener Menschen, von denen zwölf immer ein Dutzend ausmachen – wie ich damals in meiner Überheblichkeit meine Mitmenschen zu klassieren beliebte.

Im Verlaufe dieser Diskussion erklärte ich im Brustton der Überzeugung, daß das Vaterland für mich nichts, aber auch gar nichts zähle, daß es für mich schnuppe und egal sei, wo ich leben und arbeiten würde, die Hauptsache sei, daß ich Geld verdiene und wo ich am meisten verdiene, dort sei mein Vaterland. Was nun geschah, steht noch heute in seiner ganzen Lebendigkeit vor mir und ich weiß, daß ich es Zeit meines Lebens nie vergessen werde. Obwohl ich heute in den mittleren Jahren stehe und seit jenem Vorfall viele patriotische Eindrücke auf mich gewirkt haben, muß ich bekennen, daß diese unerwartete Reaktion eines einfachen Mitmenschen in dem höchst trivialen Rahmen, wie ihn ein werktäglicher Mittagstisch einer Pension darstellt, für mich schlechthin zu dem patriotischen Erlebnis meines Lebens geworden ist.

Der genannte Herr wurde plötzlich um die Nasenflügel bleich, was immer ein Zeichen ungewöhnlicher seelischer Erregung ist und mit vor Empörung bebender Stimme sagte er nur: «Was, kaum recht zwanzig Jahre alt und sie sprechen so über das Vaterland? Sie sollten sich schämen!»

Das genügte. Die ganze Tafelrunde schwieg und kaum mehr ein Wort wurde gewechselt. Die Atmosphäre war zum Platzen gespannt. Jedermann spürte, daß sich hier eine Ueberzeugung Luft gemacht hatte, eine Ueberzeugung, wie sie Gott sei Dank, wenn auch verborgen, im tiefsten Grunde mancher Schweizer Seele lebendig ist. Ich war durch den simplen Satz: «Sie sollten sich schämen» von meiner Ueberheblichkeit ein für allemal geheilt und ich bin heute noch dankbar dafür, daß mir in so jungen Jahren die Wirklichkeit unseres Vaterlandes, nicht als geographischer Begriff, sondern als Seelensubstanz, so eindrücklich vor Augen gestellt wurde. * * *

Renaissance des Heimatgefühls

Falls ich mich darauf verlassen kann, daß Sie mein Inkognito wirklich wahren, will ich Ihnen ein vaterländisches Erlebnis preisgeben, das mich zwar nicht hochgemut patriotisch à la «Froh noch im Todesstreich» stimmte, wohl aber heiter und vaterlandsverbunden.

Ich war als Student im amerikanischen Mittelwesten, und obwohl ich die USA und ihre Bewohner liebte und liebe, war ich doch etwas «fed up» mit den jungen Amerikanerinnen,

---

Foto: Fernand Rausser

Das uralte Stück vom Esel und der Ziege. Es geschieht oft im Leben, dass der eine die Bürde trägt und ein anderer davon profitiert.

ihrem Zahnpasta-Lächeln, ihrer langweiligen kosmetischen Makellosigkeit und ihrem krampfhaften Bemühen, sämtliche Erscheinungen des Lebens als «lovely» und «nice» zu bezeichnen. Da veranstaltete der Schweizerverein auf der Farm eines Landsmannes ein Gartenfest, an welchem die Sekretärin des Konsulates in Bernertracht teilnahm. Dieses Mädchen hatte so sehr alles, was ich an den Amerikanerinnen vermißte – echte, unberechnende Liebenswürdigkeit und ein eigenwilliges persönliches Urteil – daß sie mir wie eine Ambassadorin schweizerischer Fraulichkeit und Herzlichkeit vorkam.

Ich tanzte mehrmals mit ihr. Als ein Film gezeigt wurde, lud ich sie ein, von meinem im Hintergrund des bewimpelten Festplatzes stationierten Auto aus zuzusehen. Und dabei hatte ich nun eben jenes kleine Erlebnis, welches mein schweizerisches Heimatgefühl beträchtlich auffrischte: Während vorn auf der Freiluftleinwand die Luzerner Kapellbrücke erschien, gab ich meiner charmanten Landsmännin einen langen Kuß.

Diese paar Minuten haben jenen Abschnitt meines Auslandaufenthaltes eingeleitet, da ich immer häufiger erwog, wieder in die Schweiz zurückzukehren, was unterdessen geschehen ist.

Wie nett würde sich nun als Schlußsatz machen: «Heute ist die junge Sekretärin meine Frau.»

Sie ist es aber nicht. Zwar bin ich jetzt wieder in der Schweiz, aber trotzdem leider noch ledig.

* * *

Die Landi 1939

Was ist's, das der Gedanken mutigen Tritt beflügelt zum jubelnden Wolkenritt?» heißt es irgendwo bei Spitteler. In dieser Art müßte man sich ausdrücken können, um die Stimmung einzufangen, die an einem schönen Tag in der Landesausstellung alle und alles durchdringt. Freude liegt auf allen Gesichtern. Stolz gibt auch dem bescheidensten Bäuerlein oder Arbeiter vom Lande, dem ärmsten Mütterlein eine ruhige Sicherheit im ungewohnten Getriebe. Und eine Welle von Zusammengehörigkeitsgefühl verbindet die ganze so verschiedenartige Besucherschar zum lebendigen Volk.

Was ist's das alle Herzen höher schlagen läßt, das auch den Rücken des Geplagtesten aufrichtet, die Züge des Verbittertsten erhellt? Was ist's, das auf der Höhenstraße mit ihrer Steigerung bis zum Gelöbnis alle ergreift und alle verbindet?

Ist's die schlichte Schönheit und Klarheit der Ausstellung und der Landschaft, in die sie eingebettet ist? Gewiß, sie tragen ihr gut Teil zur allgemeinen Feierstimmung bei. Ist's die so eindrücklich dargestellte Schweizergeschichte, bei der trotz aller notwendigen Betonung des Wehrwillens und der Wehrbereitschaft doch die Kulturleistung und die Menschlichkeit so deutlich und erfreulich überwiegen? Gewiß, auch sie wirkt erhebend und stärkend, fordernd und verpflichtend zugleich.

Aber das große Geheimnis, das die Augen leuchten macht und die Herzen verbindet, ist vielleicht doch umfassender und tiefer. Hier in dieser Ausstellung fühlt sich jeder Schweizer und jede Schweizerin im Besten ihres persönlichen Wesens, ihrer menschlichen Eigenart bejaht und getragen. Die Ausstellung bejaht den ganzen Menschen mit seinem Sein und seinem Streben, seinen Nöten und seinen Idealen. Diese Bejahung wird besonders stark von denjenigen empfunden, die in irgendeiner Richtung in Minderheit sind oder es sonst im Leben schwer haben. Mit welcher Genugtuung entdecken zum Beispiel jeweils die Tessiner und gar die Engadiner ihre Sprache, die leider aus ästhetischen Gründen noch viel zu wenig angebracht werden konnte! Wie fühlen sich die Bauern und Arbeiter aus den Dörfern weitab gehoben, wenn sie an den Wänden Volkstypen sehen, die ihre Verwandten oder Nachbarn sein könnten – und hie und da auch wirklich sind! Wie freut sich jeder Besucher, wenn er ein Bild, eine Zeitschrift oder sonst ein Zeichen seiner Richtung, seiner Gruppe entdeckt! Dieses Gefühl des Bejahtwerdens in dem, was jedem nahegeht, ist eine Quelle der Kraft und gibt neuen Mut für eine oft schwere Aufgabe. Dies gilt gleicherweise für den Gewerkschafter, der seine Forderung nach gerechten, vertraglich geregelten Arbeitsverhältnissen in Bild und Wort verkündet findet, wie für den Kapuziner, der den Missionsfilm seines Ordens entdeckt, wie für die Pionierin der Gleichberechtigung der Frau, die an der Wand die Photo einer leibhaftigen ländlichen

Foto: Karl Linggi
Spiel am Wildwasser

Gemeindebehörde mit drei weiblichen Mitgliedern findet, wie für die Ordensschwester, deren Tätigkeit an verschiedenen Orten zur Darstellung kommt, für das verhuzelte Blaukreuzmannli aus irgendeinem Bergdorf, das seine Schüchternheit verliert, sobald es die ihm bekannten Blaukreuzschriften sieht, wie für das Grüpplein von Juden, die mit seltsam ergreifendem Ausdruck einander darauf aufmerksam machen, daß ihre Hilfsorganisation, wie selbstverständlich, im Buch der Organisationen der sozialen Arbeit mitverzeichnet ist.

Diese Bejahung der Besonderheit des Einzelnen und der einzelnen Gruppe wirkt deshalb so stark, weil jedermann fühlt, daß es sich dabei nicht nur um eine Ausstellungsangelegenheit handelt. Bejahung und Schutz des Menschen, des Wertes und der Würde, der Freiheit und der Ideale der Persönlichkeit und der selbstgewählten Gruppe sind Grundlage und Sinn des schweizerischen Staates selbst. Die Ausstellung bringt dies vielen Besuchern erst wieder recht zum Bewußtsein, räumt auf mit dem Schutt, der sich im Kampf des Alltags über so manchen Glauben gelegt hat. Verjüngt und befreit atmet der Mensch auf und fühlt, hier, nicht nur in dieser Ausstellung, sondern vor allem in ihrem Urbild, der Schweizerischen Eidgenossenschaft: «Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!» Und eine Welle von tiefer Freude und Dankbarkeit, eine heiße Liebe nicht nur zur schönen Heimat und zum reichgegliederten Volk, sondern auch zu diesem seinem den Menschen schützenden Staat durchflutet ihn und läßt das Gelöbnis der Treue, mag kommen, was da mag, aufsteigen aus tiefstem Herzen.

* * *

Rütlischwur in Olten

Wir fuhren im überfüllten Zug von Zürich nach Olten, entschlossen in eigener Sache zu handeln. Einige jüngere Leute wollten den verkoppelten Fernsehartikel, der nun endlich Volk und Ständen unterbreitet werden mußte, zu Fall bringen – Demonstration gegen eine uns fremde Art von Zivilisation, aber auch Protest gegen die verfassungswidrigen Subventionen zugunsten eines als fertige Tatsache aufgezogenen Fernsehbetriebes.

Aus Bern kam Erwin Heimann, Schriftsteller und Politiker, mit der Gruppe der «Aktionsgemeinschaft gegen das Fernsehen». Aus Basel jene Intellektuellen, die bereits einmal einen Volksentscheid gegen das Fernsehen herbeigeführt hatten. Aus Sarnen Kurt Huber. Aus allen Teilen des Landes reisten diese Bürger nach Olten, um dort im Bahnhofbuffet zusammenzutreten.

Jeder der rund zwanzig Anwesenden stellte sich kurz vor, erklärte den anderen seine Motive und unterbreitete seine Anregungen. Es mußte über diesen oder jenen Punkt abgestimmt werden. Trotz verschiedenen Dialekten, ja Sprachen verstand man sich sofort. Ich arbeitete mit an einer Agenturmeldung. In Olten seien Persönlichkeiten zusammengetreten, um gegen die Fernsehpolitik der Bundesbehörden zu protestieren. Können wir uns selbst als Persönlichkeiten bezeichnen? (Heiterkeit darüber, aber mehrheitlich Zustimmung zum so gefaßten Text.) Am Ende hieß es «Eidgenössisches Aktionskomitee gegen den verkoppelten Fernsehartikel».

Eidgenössisch? Warum gerade eidgenössisch? Einige recht wenig bekannte Bürger traten in Olten zusammen, Schriftsteller, Pfarrer, Lehrer, Juristen, Künstler und Intellektuelle, kein einziger Politiker von Hause aus, kein einziger Parlamentarier, einfach ganz gewöhnliche Bürger, denen Recht und Kultur nicht gleichgültig sind. Sie konstituieren sich als «eidgenössisches Aktionskomitee» – und es erweist sich dann einige Wochen später, daß sie tatsächlich die Mehrheit von Volk und Ständen gegen alle offiziellen Parolen hinter sich haben!

Pfarrer Ott aus Basel sitzt neben mir und sagt so nebenbei: «Gälesi da überkunt eim das eidgenössische Hochgefühl ...» So ist's. Denn wo ist die Demokratie im Westen der Welt, wo einige Bürger zusammentreten können, um eine Vorlage des Parlamentes zu bekämpfen? Am andern Tag werden wir nicht an die Wand gestellt, sondern der Rundspruch gibt mit sämtlichen Zeitungen die Gründung dieses Komitees der Öffentlichkeit bekannt.

Dabei wurde uns wieder einmal so ganz klar, was «eidgenössisch» heißt. War unsere Zusammenkunft im geschmacklosen Raum eines Bahnhofrestaurantes nicht fast so etwas wie ein kleiner Rütlischwur wegen der «Arglist der Zeit?» War es nicht wie eine Tagsatzung, eine Konstituante, ein Revolutionskomitee?

Erwin Heimann fand die treffenden Worte: «Wir sind natürlich gewissen Herren nun

höchst unbequem . . . Aber ich glaube, daß eine Nation, in der es keine unbequemen Bürger gibt, verloren ist.»

* * *

Die beiden Gesichter oder Deutschland, Deutschland über alles

Im Jahre 1931 lernte ich, 26jährig, die schöne, kluge Frau eines Berliner Universitätsprofessors kennen und kam dann eine Zeitlang häufig mit ihr zusammen. Ihre gesellschaftliche Sicherheit, ihre vielseitige Bildung, ihre Ansichten über Lebensgestaltung, Ehe und Kindererziehung imponierten mir sehr, und ich bewunderte die Frau als Exponentin besten deutschen Bürgertums . . .

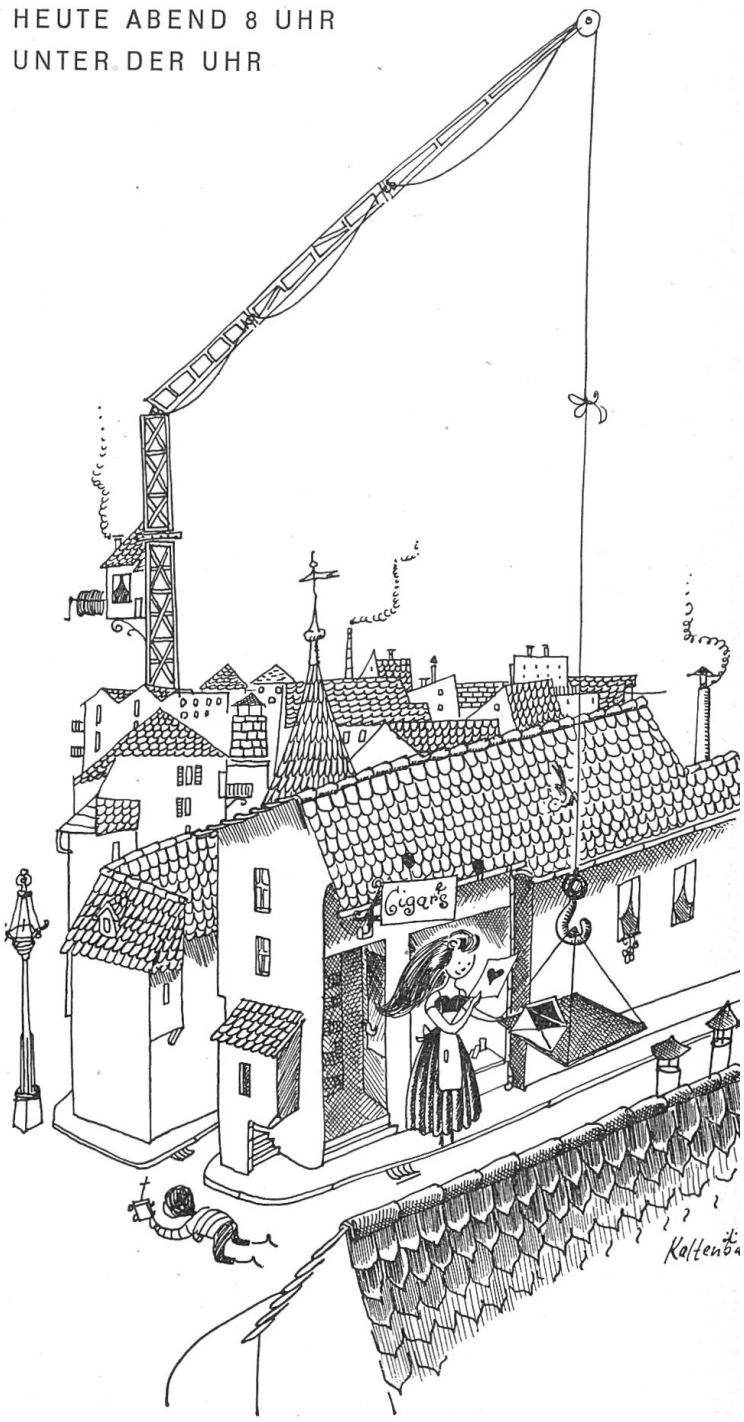
Bis zu dem Augenblick, da wir auf Schweizer Kultur und Schweizer Literatur zu sprechen kamen. Da schien es mir plötzlich, als wäre der Tisch, der zwischen uns stand, eine Barriere, die von unsichtbarer Hand niedergelassen würde. Die Frau, die mir gegenübersaß und ohne Heftigkeit mit wohlgesetzten Worten sprach, kam mir in weite Fernen gerückt vor. Was sie sagte, war nicht so sehr verletzend als wie sie es sagte. Die deutliche Herablassung, die ich aus ihren Bemerkungen über unsere kulturellen Veranstaltungen heraushörte, die milde Nachsicht, mit der sie «unseren» Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf neben «ihren» Literaturgrößen gelten ließ, die verständnislose Verwunderung gegenüber der Tatsache, daß die schweizerischen Kollegen ihres Mannes sich im Privatleben des Schweizerdeutschen bedienten, empörten mich. Das Bewußtsein und der Stolz, Schweizerin zu sein, machten mir plötzlich ganz heiß bis in die Ohrläppchen hinaus. Die Frau kam mir auf einmal nicht mehr klug, sondern borniert vor. Auch fand ich sie von einem Augenblick auf den andern nicht mehr schön; ihre etwas zu groß geratene Nase störte mich unsäglich. Ich mied von da an jedes Zusammentreffen mit ihr, blieb aber ein für allemal hellhörig gegenüber jeder Geringschätzung unseres Vaterlandes in Wort oder Tonfall.

* * *

Die Rütli-Flamme

Sommer 1941. «650 Jahre Schweizerische Eidgenossenschaft.» Wer erinnert sich nicht der vielen Geburtstagsfeiern für unser Land an jenem 1. August? Die Mannigfaltigkeit in der Gestaltung jener großen und kleinen Feste war sicher so groß wie deren Zahl. Aber eines hatten sie in Städten und Dörfern – mit sicher nur wenigen Ausnahmen – alle gemeinsam: das Rütlifeuer! Die Flamme wurde am Nachmittag auf der Rütliwiese am Vierwaldstättersee entzündet und dann durch Fackelträger in Stafetten in alle schweizerischen Gemeinden verteilt.

Es war ja bereits eine Zeit großer Bedrohung



von außen, so daß unsere Gemüter zur Aufnahme der Symbolkraft dieses gemeinsamen, uns alle verbindenden und entzündenden Feuers besonders bereit waren.

Als Zürcher Mittelschülerin war ich damals wie alle meine Altersgenossen zur Absolvierung von mindestens zwei Wochen Landdienst pro Jahr verpflichtet. Mit Begeisterung leistete ich alljährlich diesen Dienst in einem aus fünf Höfen bestehenden abgelegenen Weiler im Emmental.

An jenem 1. August 1941 aber schwand die Begeisterung für meinen Aufenthalt abseits der «großen Welt» bedenklich. Wie gerne wäre ich an jenem Tage rasch heimgefahren. In Zürich wußte man so etwas sicher großartig und würdig zu organisieren, und man durfte das Rütlifeuer, das dort hingetragen wurde, mit eigenen Augen sehen und sich davon «erwärmen» lassen. So gerne hätte ich aktiv etwas von der Erregung dieser Vaterlandsfeiern miterlebt. Statt dessen wartete mir der ganz unorganisierte 1. August-Abend oben auf dem Hügel, wie ich dies vom Vorjahr her noch in Erinnerung hatte, natürlich ohne Rütlifeuer samt Drum und Dran!

Über Mittag drang aus dem zirka eine Wegstunde entfernt liegenden Dorf die Mitteilung zu uns heraus: die Turner des Ortes werden mit Stafetten heute abend das Rütlifeuer unten an der Emmenbrücke abholen und in ihr in einem Seitental höher liegendes Dorf tragen zur Entzündung ihres Feuers. Ich wurde ganz aufgeregt.

«Warum holen wir das Feuer denn nicht auch von dort in unsere Einsamkeit hinaus?»

Ja, wer wollte schon einer Flamme wegen den weiten beschwerlichen Weg hügelauf und -ab zurücklegen? Hier draußen gab es keine Turner. Die Männer der Höfe hatten um diese Zeit strenge Arbeit im Stall zu verrichten, die Frauen desgleichen im Haus, und die Kinder waren zu klein für diesen Gang zur Abendzeit.

«Darf ich gehen? Gebt Ihr mir die Zeit dazu frei?»

«Gerne, wenn dir solche Mühe Spaß macht.»

Es bedeutete mir mehr als Spaß. Ich mußte gehen. Wie leicht fiel es mir diesmal, den ganzen holperigen Feldweg mit dem Rad zu befahren bis dorthin, wo er in die größere Straße einmündet.

Nach einiger Wartezeit, die mir zur Geduldsprobe wurde, kamen die Fackelträger daher und trugen wirklich das ersehnte Feuer in meine Nähe. Sie, die mit richtigen Holzfackeln heraufgestiegen kamen, betrachteten meine Stall-Laterne etwas spöttisch, als ich meine Bitte um Feuer vortrug. Die Burschen waren sich ihrer Würde bewußt, wurden sie doch oben vom Gemeinderat und der Bevölkerung offiziell erwartet. Aber lachend entzündeten sie meine große Kerze; ich schloß das Glas darum – und war selig!

Der Rückweg in den noch hellen Abend hinein eilte mir nicht mehr. Ich wagte nicht zu fahren aus Angst, das Licht könne unterwegs durch einen unvorsichtigen Stoß auslöschen. Deshalb trug ich es lieber ganz vorsichtig in der einen Hand, während ich mit der andern das Fahrzeug auf- und abwärts über den Weg und zwischen den Steinen hindurch balancierte. Auch wollte und mußte ich so lange als möglich mit dieser Flamme allein sein.

Es ist schwer zu schildern, welche Gedanken mich auf jener Wanderung bestürmten.

«Ich selbst darf richtiges Rütlifeuer weitertragen ... Bin ich würdig genug dazu? Vielleicht noch nicht – aber ich gelobe, in der Zukunft es nach Kräften zu versuchen.»

Es war mir, als trüge ich ein Stück Schweizer Kraft in meiner Mädchenhand ins schöne Land hinaus. Und ich spürte, daß ich erst jetzt, in dieser einsamen Wanderstunde, eine Schweizerin «von innen heraus» wurde, nicht mehr nur «von Geburt». Ich spürte fast körperlich, wie jenes Schweizer Ur-Feuer mich entzündete – und seither brennt es in mir weiter und veranlaßt mich immer wieder neu zu Dank dafür, daß ich gerade dieses Land Heimat nennen darf.

Heute hoffe ich, daß ich mithelfen kann, die Wirkung jenes Feuers – auch ohne die sichtbare Flamme – in den Herzen unserer vier Kinder zu entzünden, daß auch sie eines Tages zur Erkenntnis gelangen mögen: Ich kann gar nichts anderes sein als aus freiem Willen ein guter Schweizer – eine gute Schweizerin!

* * *